

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 131.

Berlin, Donnerstag den 31. Oktober

1844.

Spanien.

Reisebilder aus Spanien.

Von Edgar Quinet.

I. Die Reise nach Madrid.

So wäre ich denn auf dem Wege nach Spanien und hielte mein Versprechen, Alles für Sie aufzuzeichnen, was ich unter meinen Augen gesehen sehe. Wie anders ist mir heute zu Muth, als sonst, wenn ich abreiste! Wo bleibt die Begeisterung, die mich einst nach Griechenland, nach Italien und selbst nach Deutschland trieb? Ich fühle eine Dede in meinem Geiste, wenn ich an Spanien denke. Ich kann die Wolke vor meinem Auge nicht loswerden, durch welche ich dieses Land sehe. Alle Mandolinen aller Sängers Andalusiens spiegeln sich meinem Ohre vor, und dennoch werde ich nicht heiter. Sollte mich die trübe Jahreszeit verstimmen, oder wirken die Banditenkugeln, von denen die Wege voll seyn sollen, magisch unheimlich in die Ferne? Ich erwarte die Langweile einsamer Steppen; laßt sehen, was ich finde.

Der Rhone führte mich in einem Zuge nach Avignon. Zufällig schlief ich in demselben Bette, in welchem einst der Marschall Brune erschossen wurde. Noch zeigt man über dem Kopsende das Loch, das die Kugel in der Mauer gemacht hatte. In der ersten Nacht auf einer Reise nach Spanien ist dies kein undeutliches Vorzeichen für einen Träumer. — Am folgenden Morgen war ich in Vacluse. Um alle böse Vorbedeutungen zunichte zu machen, will ich meine Abreise von diesem schönen Plage aus datiren. Der Regen, der am Tage vorher in Strömen gefallen war, hatte aufgehört und zwischen zwei Wolken zeigte sich mir der Himmel der Provence. So hoch hatte ich mir den Felsen nicht gedacht, noch die Gegend so einsam, noch die Natur ringsum so groß. Eine Erinnerung tauchte in mir auf: ich hatte, als ich 1832 in Italien war, in Tivoli, der Villa des Poraz, an Vacluse gedacht. Tivoli ist durch und durch reizend; selbst jetzt, da es verlassen ist, fühlt man sich unter den Delbäumen, wie ein Heide, fähig zum Genuße. Die kleinen Wasserfälle, aus denen Tauben trinken, hüpfen nach den Rhythmen des römischen Dichters; ein freundliches Lächeln liegt auf der ganzen Landschaft. Aber Vacluse, wie ernst, wie naakt, wie passend für die Mystik des Mittelalters! Das ist das Asyl eines Anachoreten; kein Grün, als das des Feigenbaums, der aus der Quelle emporsteht, kein lebendes Wesen, als hier und da einen Klettervogel, der mit seinem Schnabel emsig auf den ungeheuren Felsen pickt. Hier war die Klausur für den ascetischen Theil von Petrarca's Geist. In Avignon, Rom, Mailand wohnte der gelehrte, der genußlächtige, der Weltmann Petrarca, aber das Herz des Dichters wohnte in Vacluse und Laura war die Madonna des Klausners.

Ich war auf dem alten gothischen Schlosse, dessen Ruinen über dem Bette der Sorgue hängen. Das Gebäude war schon zu Petrarca's Zeiten im Verfall. Wie oft mag er sein angebetetes Idol auf den Gipfeln dieser Felsen erblickt haben! Von oben sieht die Quelle am Fuße der Felswand aus, wie ein Taufbecken, das an der Schwelle einer Kathedrale eingegraben ist; und in der That, hier ist das geweihte Wasser, in dem die Poesie unserer Zeit die Taufe empfangen hat.

Ein anderes Denkmal, das fast eben so beredt vom Mittelalter erzählt, ist der Palast der Päpste zu Avignon. Nichts macht einen traurigeren Eindruck, als dieses Gebäude. Im Centrum desselben liegt die Kapelle mit einigen Ueberresten von Gemälden Giotto's, aber aus diesem Heiligthum der Religion und der Kunst gelangt man auf beiden Seiten in Kerker. Das Papstthum lebte hier geschützt von Gefängnissen, Fallthüren, Grabgewölben, Inquisition und Scheiterhaufen. Ich sah dort, was ich gewiß in Spanien nicht wiederfinden werde, eine auf die Mauer in Schwarz gemalte Prozession von Inquisitionären, ferner die Löcher, aus denen die Fragen der unsichtbaren Richter ertönten, die Folterkammer mit dem ganzen noch bestehenden Apparat, den ungeheuren Kamin für die Scheiterhaufen, und die Namen einiger Gefangenen, die in Stunden der schrecklichsten Erwartung mögen eingegraben worden seyn. Eines Tages fanden die Schrecken des Mittelalters ihr Echo in denen von 93, und seit dieser Zeit ziehen sich fünf blutige Streifen durch zwei Stodwerke des tour de la Glacière. Die alte Frau, die mich in diese Hölle führte, schien mir selbst ein Theil dieses Marter-Apparats. Als ich den Kessel und den Kamin sah, machte ich eine Bewegung, die sie verstand. „Aber, mein Herr“, sagte sie, „das war das Geseh!“

Ich durchkreuze die Provence und Languedoc unter Regengüssen, die mich bis an die Pyrenäen begleiten. Die Brücken über den Rhone und die Durance

brechen hinter mir ab, die Sandflächen bei Arles und Nimes werden zu Seen. Einen Augenblick erinnerten mich in der Kathedrale von Arles die Züge und die Tracht der Frauen an meine Wirthinnen auf den Cycladen. Alte, von der Sonne der Jugend vergoldete Erinnerungen! Und jetzt; mit Lebensgefahr passire ich die Brücke über den Gard. Wo seyd ihr, olympische Götter, die ihr mich nach Griechenland und Italien führtet und mir jede Ruine in euer unsterbliches Licht hälltet? Von euch Allen ist Keiner mir treu geblieben, als der düstere Jupiter Pluvius!

In Bayonne erfahre ich, daß der Weg nach Madrid höchst unsicher sey. Der Postwagen, in dem ich morgen fahre, ist seit drei Tagen dreimal angefallen worden, das letzte Mal in Alcobendas an den Thoren Madrids. Man kam mit dem Verlust eines Pferdes davon. Unter Besprechung solcher Neuigkeiten rücke ich in das gelobte Land der Dichter ein.

Ob, was mir eben beim Betreten des spanischen Bodens begegnete, ein gutes oder ein böses Zeichen seyn mag? Der Wagen hatte die Bidassoa-Brücke passirt. Schon verschlang ich mit den Augen das Land, dessen Gränze wir kaum überschritten hatten. Zwei junge Escopeterinnen, meine einzige Reisegesellschaft, lachten und weinten zugleich in diesem immer feierlichen Augenblicke. Man hält ein Haufe Soldaten stürzt an den Wagen; ich begreife, daß meine Reise fehlgeschlagen ist, mein Paß ist unvollständig, ich muß nach Frankreich zurückkehren. Ich mache Einwendungen; ein Soldat schreit mir mit einer Banditenstimme zu: a terra! Um mich zu verständigen, suche ich nach einigen Briefen, mit denen mich meine Freunde versehen haben. Leider aber sind sie französisch geschrieben und an Franzosen gerichtet, so daß ich keinen Nutzen aus ihnen ziehen kann. Endlich finde ich ein Billet mit der Unterschrift: D. Sallustiano Olozaga. Bei diesem jetzt allmächtigen Namen verschwindet alle offizielle Rohheit der Soldaten; ein Talisman hätte nicht rascher wirken können. Die Thür unseres Wagens wird ehrerbietig geschlossen, die Maulesel galoppiren, die jungen Mädchen lachen wieder — wir kommen nach Irun.

Wenn ich nicht weiter reisen dürfte, so hätte ich schon hier ein Bild ganz Spaniens vor Augen. Die elendesten Häuser haben ihre Balkons aus Holz, und schon sehe ich alle Hebdinnen Calderon's, Vega's, Molina's sich über diese Balkons lehnen. Die Frauen mit ihren in Flechten über die Schultern hängenden Haaren, die Bauern im heroischen Mantel, die Wagen, wie zu den Zeiten der Iberer, mit ungefensterten Rädern, die Guitarentöne — Alles, als spielte man Calderon's „Leben ein Traum“ (?). Und auch du, bescheidener Esel, der du auf dem Hofe der Venta im Futterack des Arriero umherwühlst, du darfst nicht vergessen werden in dem Gruße des Fremden auf dem Boden des katholischen Königreichs. — Ich bin hier an der Küste einer neuen Welt. Ehe ich Irun sah, hatte ich lauter Fatalitäten auf meiner Reise; jetzt fesselt es mich, ich fühle in der Luft den Zauber fernere Geister. Gestern hätte ich ohne großes Opfer der Reise entsagen können; heute würde ich unglücklich darüber seyn, wenn ich nicht Spanien bis zum äußersten Sandkorn von Cadix sehen könnte.

Ein vollständiges Arsenal von Waffen aller Art lärmte mir von der Decke des Wagens aus um die Ohren. Pistolen, Büchsen, Karabiner, Flinten hängen, bis zur Oeffnung geladen, auf beiden Seiten bis an die Thüren herunter; ich höre ein fortwährendes Klirren, wie vor dem Anfang eines Kampfes. Zwei Escopeteros sitzen auf der Wagendecke und bilden die Besatzung der wandernden Citadelle. So geschützt, durchheilen wir die Pyrenäen. Der Abend bricht an, der Mond erhebt sich, ferne Wasserfälle erzählen von Roland und Roncesvall. Wir kommen durch die finsternen Straßen von Tolosa und Bergara. Von all den wilden Leidenschaften, die diese Orte mit Blut gefärbt haben, regt sich nichts zu dieser Stunde; nur der Wächter schreitet mit seiner Lanze von Straße zu Straße und singt seine klagenden Melodien.

Alles Geräusch verstummt, wir gewinnen langsam den Gipfel des Sasinas-Felsens. Spanien schläft einen bleiernen Schlaf, nicht ein Heimchen zirpt im Sande. Plötzlich höre ich dicht neben mir einen Schuß; ich stürze an die Thür, und sehe auf beiden Seiten im Dunkeln zwei Männer mit langen Flinten auf den Schultern gravitätisch neben dem Wagen hergehen, als folgten sie einer Prozession. Ohne Zweifel, dachte ich, führen sie dich in ein Gebüsch, um dich zu berauben; denn daß sie es so machen, wußte ich aus allen Reisebeschreibungen. Jetzt war der Augenblick gekommen, jene Kaltblütigkeit zu zeigen, die bei solchen Fällen, so viel ich weiß, keinem Reisenden in seinen Erzählungen gefehlt hat. Als ich mich durch diese Betrachtung in den Muth hineingedacht

¹) Calderon's „Leben ein Traum“ spielt in Polen.

hatte und mir jeder Widerstand vergeblich schien, zog ich mich stolz in das Dunkel meines Wagens zurück und wartete. Auf einen Pfiff bleiben die Pferde stehen, es herrscht ein tragisches Schweigen, entblößten Hauptes nähern sich die bewaffneten Männer. O, ich kenne diese tödliche Höflichkeit; ich müßte keinen Autor über Spanien gelesen haben. Eine von Pulver geschwärzte Hand streckt sich in den Wagen und eine schreckliche Stimme spricht die Worte: „Caballero, gebet, wenn's euch beliebt, der Eskorte ein Trinkgeld; der Ort ist gefährlich, gestern wurde der Wagen auf diesem Platze von der mala gente angefallen, aber der Schuß, den wir eben abgefeuert haben, soll ihnen zeigen, daß wir auf dem Posten sind.“

Mit Sonnenaufgang passirten wir den letzten Abhang der Gebirge und kamen nach Vittoria. Hier fängt das castilische Haideband an. Sparfam erheben sich auf den öden Hochebenen einsame Strohhütten. In den wüsten Defilés fanden einst die französischen Armeen ihr Grab. Von den hohen gezackten Felsen lauern die Wachtürme über den Weg und zu ihren Füßen verborgen sich Banditenhütten hinter einen Busch von Steinen. Kaum begegnen wir den ganzen Tag zweien Arriero's, die auf ihrem Maulthier sitzen, vor sich die Büchse. In diesem öden Schweigen ermuntert der Zagal seine Maulsel durch Gesänge, Erzählungen und groteske Schmeichelnamen. Er schildert ihnen im Voraus die Freuden der Schenke von Miranda, und während er schmeichelnd und drohend Rosina, Leporella und Mala-Cabeza ruft, erzittern zur Seite die Wellen in Hannibal's Ebro.

Das wüste Land habe ich hinter mir, und ich trete in eine summe und wüste Stadt. An dem gezackten Thore von Burgos steht ein härtiger Eid, das Schwert in der Hand, zum größten Schrecken der Mauren, Maurorum pavori. Der Erzengel Michael hält über ihm in seinen Händen die unberührte Festung. Zu Füßen dieses populären Bildwerks sitzen Bäuerinnen, arme von der Sonne gebräunte Ximenes, ringsum stehen steinerne Greife, die sich in dem Anblicke Don Diego's sonnen. Es ist eine gastfreundliche Idee, solche Statuen vor die Thore der Städte zu stellen. Diese steinernen Abgesandten nehmen den Reisenden freundlich auf und erzählen ihm von vergangenen Zeiten. Alte Ritter, deren hängender Bart seit einem Jahrtausend gewachsen ist, hijos de esta ciudad (Söhne dieser Stadt), öffnen mir die Thore des Siges des tapferen Eids. Indem ich Ximene, Don Diego, Rodrigo, den König Ferdinand lüße, irre ich in den düsteren Straßen umher. Ich folge einem Todtenglöckchen, das die Menge anzieht. Zwei Reiter beten für die Seele eines Soldaten, den sie küßten wollen. Das rohe Gelächter der Gassenbuben mischt sich unter das Geläute. Der Trauerzug steigt einen Hügel hinauf, wo an der Stelle des verwitterten Königsschlusses ein Fort steht. Haidekraut blüht unter dem kleinen Triumphbogen, der von den Ritterfesten des Mittelalters übrig blieb. Wo seyd ihr, gute Könige des Romancero? Donna Elvira, Donna Sol, Pidalgo's in seidnen Mänteln und goldenen Degen! der Kanonenschuß, der in diesem Augenblicke aus dem Fort die Majorennität der constitutionellen Königin begrüßt, würde euch in eure Ruinen zurücktreiben, wenn es einer Guitarre einfallen sollte, euch aufzuwecken.

Wag' ich es, zu sagen, daß ich die Dürre Castiliens auf der Fronte der Kathedrale von Burgos wiederfinde? Vor dem weltlichen Fanatismus, vor dem Lichte der Aufklärung ist die gotische Rose verblichen. Die spizen Glockentürme mit ihren Zacken erinnern an die gezackten Blätter der Aloe. Auf den grauen, bemoosten Mauern stehen vereinzelt Statuen, so verwaist und trübselig, als hätten sie sich aus vergangenen Jahrhunderten in unsere Zeit vertert. Im Innern herrschte große Dunkelheit. Dazu kam, daß ein Chor mit korinthischen Säulen den Ernst des Gebäudes störte und dem gotischen Schiffe eine heidnische Färbung gab. Man spielte eine Messe, und die rothen Priesterkleider leuchteten unheimlich durch das Halbdunkel. Hier und da saßen auf Strohmatte Frauen in Mantillen gebüllt; aber so unbeweglich, daß ich mehr als einmal nahe daran war, gegen sie zu stoßen. Einige Bettler, die das Licht eines bunten Glasfensters purpurn färbte, waren die übrigen Zuhörer. Von Zeit zu Zeit vernahm man schwere Seufzer, die aus der Tiefe des Schiffes kamen. In der Dunkelheit war man versucht, sie in die Gräber und Statuen der Bischöfe und Granden zu versetzen, die rings in den Kapellen begraben lagen. Obgleich die Kirche fast leer war, beengte mich dennoch eine heiße, drückende Atmosphäre. In den glühenden Blicken, die durch die Finsterniß drangen, in den dumpfen Stimmen lag etwas, das mir sagte, ein Rest der alten spanischen Flamme glimme noch unter der Asche.

Diese Stadt, die während des Tages ausgestorben scheint, bekommt Leben, so wie die Nacht anbricht. Die kleinen bergigen Straßen werden erleuchtet, die armseligste Hütte ist behangen und illuminiert. Tumult und Jubel erwacht in allen Ecken; auf dem dünnen Rasen am Fuße der Rodrigo-Mauern sehe ich den Bolero tanzen. Gilt dieses nächtliche Fest einer romantischen Erinnerung? Nein, die Stadt Burgos, die alte Amme der spanischen Monarchie, feiert heute Abend die Thronbesteigung der Königin Isabella II.

Um Mitternacht sitze ich vor dem ungeheuren Kamin meiner Posada. Maulsel, die beschriebenen Häupter mit Fahnenfedern geschmückt, stehen am Eingange des Ehrensaals und starren verdußt in das Festlokal. Ich bin keinesweges Hungers gestorben und habe selbst eine Matraze für meine müden Glieder gefunden, begreife darum nicht, warum man diese spanischen Benta's schmächt und ihnen ein Verbrehen daraus macht, daß der Geist Don Quijote's in ihnen waltet. Ich möchte denjenigen sehen, der es wagt, sich über eine Schüssel Garbanzas zu beklagen, die in andalusischem Dese schwimmen, wenn er rings um sich geheimnißvoll die Spuren des Ritters von la Mancha durch klassische Ställe, Küchen und Heuböden klirren hört. In Griechenland suchte ich im Schweiß meines Angesichts die Spuren von dem Wagen Achill's und ich fand nur die Tritte der Faune, so daß ich bei meiner Rückkehr an seiner

Existenz zweifelte. Doch die schweren Tritte Don Quijote's auf dem lückigen Fußboden der Posada habe ich zählen können. Ich erkannte sein großes Bett mit den Vorhängen aus Serge, ja, ich sah ihn in der Dunkelheit neben mir eingeschlafen und eines unerschütterlichen Schlafes genießend, den alle Stimmen der Kathedrale vergeblich zu hören versuchten. Eine einzige Lampe erleuchtete das Gewölbe, eine Guitarre klang aus dem Stalle herüber, zwei Kessel blühten an der Wand, gleich Schildern aus der Ritterzeit. Mitten im Geschrei der Esel, im Geklapper der Castagnetten, im Gefänge der Arriero's schläft mein Ritter tiefer als der Kaiser Barbarossa auf seinem wüsten Schloß. Auch unsere hundertjährige Wirtin hat eine prächtige und durchdringende Stimme. Zwischen zwei ungeheuren Kesseln, denen sie präsidirt, findet sie noch Zeit, mich von ihrem unsichtbaren Gaste zu unterhalten und mir ihr politisches Glaubensbekenntniß anzuvertrauen, das ich darf es jetzt ohne die geringste Indiscretion mittheilen; der rein absolutistischen Schule des Ministers Ximenes und Philipp's II angehört.

Ich setze meinen Weg durch die Steppen fort; das Haidekraut liegt, wie ein abgenutzter Mantel, über den lumpigen Herzogthümern Lerma und Aranda. Allen Malern, Statistkern und Staatsgelehrten Europa's nenne ich das Dorf Honrubia als den Punkt, wo menschliche Noth den höchsten Grad erreicht hat. Selbst in Morea sah ich nichts, was diesen schrecklichen Hütten ähnlich gewesen wäre. Ohne Zweifel wohnte hier Murillo's Bettler. Ich wagte mich zu Fuß in dieses Nest; aber kein Mensch trat aus den dürftigen Hütten. Endlich begegnete ich einem Schäfer an der Spitze einer Schaafherde. Dieser Mensch war beinahe nackt, ein Bald von struppigen Haaren fiel ihm auf Rücken und Brust herab, in den Armen hielt er einen kleinen Wolfshund, der eben geboren worden war. Als ich ihm nahe kam, warf er das arme Kindchen gegen den Felsen, daß es zerschmettert niederfiel; die Mutter stürzte herbei, beleckte es und stieß einen langen heulenden Ton aus, der aus den Sierras wiederhallte. Diese Idylle war der finsternen Gegend würdig, in der sie geschah.

Von Burgos aus besteht meine Reisegeellschaft aus drei jungen Leuten. Es sind wahre Brüder Studio's aus Salamanca; sie gehen nach Madrid, um ihr Latein zu vervollkommen und auf der Puerta del Sol bei der nächsten Revolution ihr Glück zu machen. Sie riechen, sagen sie, in der Luft ein neues Pronunciamiento und laufen ihm entgegen. Ihre Väter wollen, daß sie unter dieser noch unter dem Horizonte verborgenen Sonne zu Bürgern heranreifen. Indessen essen sie von demselben Brodte, trinken aus einem Glase, wärmen sich unter einem Mantel und verböhnen zusammen die Banditen. Wie die Lerken in den Lüften, sind sie lustig und guter Dinge hoch über den Räuberhöhlen. — Endlich wechselt die öde Physiognomie der Landschaft. Wir erklimmen über Schneeberge das Defilé von Somo-Sierra, dieses Schlachtfeld, das Spanien Napoleon geöffnet hat. Hier sind nicht jene gesegneten Schlachtfelder Italiens, auf denen die Lehren reifen. Eine Lawine von Felsen ruht schwer auf den begrabenen Franzosen. Je mehr man den Weg ihrer traurigen Siege verfolgt, desto deutlicher scheinen die gezackten Felsen Riesenfestungen; ein neues Babylon sieht man um sich, zerbröckelte auf einander gehürmte antebisubianische Städte. In der Dämmerung sehe ich Napoleon's Pferd diese Mauern, diese Thürme, diese phantastischen Wälle ersteigen und von Dede zu Dede endlich auf den Gipfel seiner illusorischen Eroberung gelangen. Hier, hinter dieser dicken Rinne, schlägt das Granitberz Spaniens.

Zwei Schritte von dem Schlachtfelde ist aller Groll vergessen, neuer Dof hat den alten verdrängt. In der nächsten Benta, zu Cabanillas, hängen die populären Bilder aus den berühmtesten Tagen der Kaiserzeit an den Wänden. Poniatowski auf seinem apfelgrauen Schimmel erlegt bei dem progressistischen Maulthiertreiber den heiligen Jacobus von Compostella. Nach dem Tode Napoleon's war das spanische Volk das erste, das in ihm nur den Arm der Vorsehung sah.

Die Dede und das Schweigen nehmen zu: meine Augen finden keinen Ruhepunkt auf dieser nackten Ebene ohne Geschichte, ohne Wasser, ohne Leben, ohne Ruinen. Die Sonne leuchtet in ihrem vollen Glanze, hier aber erhellt sie nur eine ewige Langweile. Wer sollte es glauben, daß hundert Schritte weiter in einem Bolte der Aufruhr gährt? Bei dem Jauchzen unseres schwarzen Postillons wende ich mich um, und auf seinen Ruf „Madrid! Madrid!“ steigt die Stadt mit ihren Thürmen aus der Erde, wie auf das Zaubervort eines Nekromanten. Ehe ich mich von meinem Erstaunen erholt habe, bin ich mitten unter den lebendigen Gruppen der Puerta del Sol. Journal-Ausfretter bieten mir die Tarantella und den Skorpion an. Die Königin fährt, von sechs weißen Pferden gezogen, durch das Thor. Patrouillen präsentiren in jeder Straße eine Abschrift der Tagesbefehle auf der Spitze ihrer Bajonnette. Dieser Theatrecoup ist gerade das Gegenheil von dem, was mir einst in Rom aufgefallen war. Dort ist die Schweigsamkeit der Landschaft nur ein Vorspiel der noch tieferen Stille der Stadt.

Italien.

Leben und Meinungen des Dichters Leopardi.

(Fortsetzung)

Um das Jahr 1820 war es, und wahrscheinlich vor seiner ersten Reise nach Rom, wo in Leopardi's Gefinnungen ein totaler Umschwung eintrat: von dem gläubigen Enthusiasmus seiner Kindheit ging er zu einem unüberwindlichen Unglauben über, der sich nicht bloß auf die Dogmen der Offenbarung, sondern auch auf die Lehren der Vernunftreligion erstreckte. Man hat diese moralische Revolution durch zufällige Umstände zu erklären gesucht. Leopardi schien in mehr als einer Beziehung ursprünglich von der Natur zur Kraft, zur

Thätigkeit, zur männlichen Schönheit bestimmt: das Feuer seines Blickes, sein klangvolles Organ, eine Art von unwillkürlichem Zauber, den er auf Alle, die sich ihm näherten, ausübte, dies Alles schien ihn zu einem genussreichen, thätigen Leben aufzufordern. Aber früh veränderte sich seine zarte Organisation, sein schwacher Körper vermochte nicht die Arbeit der Pubertät zu bestehen; noch ehe seine Gesundheit ganz zu Grunde gerichtet war, trat eine Ungleichheit der Schultern hervor, und man hat durch einen inneren Groll hierüber jene unheilbare Bitterkeit zu erklären gesucht, womit er seitdem Alles betrachtete. Byron hat ein viel kleineres Uebel nicht weniger bitter empfunden. Man hat auch von einem anderen Umstand gesprochen. Der Abate Gioberti, welcher, obwohl Christ und Priester, von Leopardi immer nur mit vieler Sympathie und Bewunderung spricht, erzählt, daß er von dem Dichter auf einer kleinen Reise, auf der er ihn begleitete, den Bericht seiner philosophischen Bekehrung gehört habe: die erste Anregung dazu sey ihm von einer Person gekommen, die er sehr bewunderte, einem durch Geist und Werke bedeutenden Literaten. Doch von welcher Seite ihm auch die erste Anregung zum Zweifel gekommen seyn mochte, jedenfalls hat Leopardi's Geist allein diese neue Ansicht in sich durchgebildet, die für ihn alsbald ein natürlicher und notwendiger geistiger Fortschritt, eine schmerzliche, aber harmonische Entwicklung seines ganzen Wesens ward.

Dieser Umschwung der philosophischen Ansichten Leopardi's, so wie seine Ermahnungen zu patriotischem Erwachen, entfremdeten ihn seinem Vater, der selbst ein ausgezeichnete Mann und geistreicher Schriftsteller gewesen seyn soll, seinem Sohn aber nicht verzieh, daß er einer anderen Fahne folgte. Dies hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die pekuniären Verhältnisse des Dichters. Er konnte sich nicht von dem väterlichen Wohnort, der ihm unerträglich wurde, entfernen, ohne daß ihm die häuslichen Hülfquellen spärlich zugemessen oder zuletzt ganz entzogen wurden.

Im Monat Oktober 1822 verließ er auf die bringenden Bitten einiger Freunde zum ersten Mal Recanati und ging nach Rom. Er wurde beauftragt, den Katalog der griechischen Handschriften der Bibliothek Barberini zu entwerfen. Er machte die Bekanntschaft Niebuhr's, der ihn zu schätzen wußte und ihm sogar eine Anstellung von dem Kardinal Gonsalvi zu verschaffen suchte; aber man stellte dafür die Bedingung, daß Leopardi die kirchliche Laufbahn betreten sollte. Niebuhr versuchte auch, seinen jungen Freund als Professor nach Berlin zu ziehen. In seiner zweiten Ausgabe der wiedergefundenen Verse des Merobaudes, in der er seine Bemerkungen benutzte, hat er seiner sehr rühmlich gedacht. „Unter den Gelehrten“, sagt er in der Vorrede, „deren glückliche Konjekturen mir genügt haben, ist der Graf Giacomo Leopardi, den ich meinen Landsleuten als eine der gegenwärtigen Zierden Italiens und als eine seiner sichersten Hoffnungen für die Zukunft ankündige.“ Als er Rom verließ, empfahl er ihn dringend Herrn Bunsen, mit welchem der Dichter eine bleibende Verbindung anknüpfte. Während seines Aufenthalts in Rom rückte er in die *Essemeride letteraria Romana* gelehrte Artikel über den Armenier Philo von Acher, über die von Mai herausgegebene Republik Cicero's; er gab eine große kritische Dissertation über die Eusebische Chronik, die von demselben unermüdblichen Mai mit Jorab zusammen herausgegeben worden. Es sind dies, wie man versichert, die bedeutendsten unter seinen Arbeiten dieser Art. Dieser Aufenthalt war übrigens wenig geeignet, ihn von gewissen schon gefassten Vorurtheilen und Abneigungen zu heilen. Neben den Genüssen, die ihm in Rom wurden, erfuhr er eine Menge Verdrießlichkeiten und Verlegenheiten. Namentlich hatte er, wie Paul Louis Courier, mit der Eifersucht und den Eitelkeiten eines gewissen Bibliothekar Manzi zu kämpfen, den er unter der Allegorie des Manzo (Dämon) in satirischen Sonnetten gegeißelt hat.

Im Jahre 1824 erschien in Bologna die erste Sammlung seiner Kanzenen, welche die drei ersten schon herausgegebenen und sieben andere enthielt. Der Dichter war von Rom nach dem aborrito e inabitabile Recanati, wie er es nennt, zurückgekehrt. Da seine Gesundheit sich immer mehr verschlechterte und die philologischen Studien ihm fast unmöglich wurden, so stößten ihm Schmerz und Einsamkeit verdoppelte Erbitterung und Klage ein; seine Poesie gewann dadurch einen höheren Schwung, und sein Leiden trug, wie bei so vielen Anderen, zu seinem Ruhme bei. Für die Hochzeit seiner Schwester Paolina macht er ein heroisches Hochzeitgedicht, worin die Stelle vorkommt: „Du wirst Söhne haben, die entweder unglücklich oder niederträchtig sind; wünsche sie lieber unglücklich!“ In einem pinjarischen Gesang an einen jungen Menschen, der im Ballonspiel gesiegt hatte (diese Spiele und Siege werden in Italien sehr gefeiert), geht er schnell von dem Glückwunsch zu schmerzlichen Betrachtungen über: Die antike Palästra war eine Schule des Ruhms; vom Alpheus und den Gefilden von Elis eilte man nach Marathon; aber hier überlebt der Ephebe, der Sieger der Spiele, sein Vaterland; er hat seine Krone, und das Vaterland keine. Die schöne Zeit ist vorüber; Niemand ist heute mehr stolz auf eine solche Mutter. Aber du, o junger Mensch, richte deinen Sinn dort hinauf. Wo ist unser Leben gut, als es zu verachten? — Der Gesang „an den Frühling“, worin er von der wiederauflebenden Natur das goldene Zeitalter der alten Fabeln wiederverlangt, entwickelt einen Gedanken, den wir schon oben angeführt; er beklagt den Verlust der Illusionen der Vergangenheit:

„Ach! weil die Hallen des Olymps leer sind und der blinde Donner den Schrecken jetzt gleich sehr unter die Schuldigen und Unschuldigen schleudert, weil der vaterländische Boden, seiner Race entfremdet, nur betrübte Seelen nährt, so ist es an dir, die bitteren Klagen und die unwürdigen Geschicke der Sterblichen aufzunehmen, o schöne Natur, an dir, meinem Geist den alten Funken wiederzugeben, wenn anders du lebst, und wenn es Etwas giebt im Himmel, Etwas auf der fruchtbaren Erde oder im Schooß der Meere, was, wenn nicht mitleidend bei unseren Leiden, doch wenigstens Zuschauer derselben

ist!“ Der letzte Gesang Sappho's, der mit den düstersten Farben des Erebus ausgestattet ist, kann unter dieser antiken Maske für einen Schrei der Seele des Dichters gehalten werden, der zu Zeiten ebenfalls versucht war, den Lebenskelch von sich zu schleudern. Am interessantesten aber ist das Stück, welches betitelt ist „Brutus der Jüngere“, weil hier der Schlüssel der ganzen negativen Philosophie Leopardi's liegt. Dem Stück geht in der ersten Ausgabe eine Vorrede in Prosa voran, „eine Vergleichung der Gedanken des Brutus und des Theophrast über den Tod“. Bekanntlich rief Brutus, als er im Begriff war, sich in sein Schwert zu stürzen, nach Dio Cassius: „O Tugend, du warst nur ein Name, und ich folgte dir, als ob du eine Wirklichkeit wärest; aber du folgest dem Glück.“ Und der alte Theophrast, als er, mit Jahren und Ehren überhäuft, im Alter von mehr als hundert Jahren, von seinen Schülern sterbend gefragt wurde, antwortete ihnen mit weniger bekannten, nicht weniger merkwürdigen Worten, deren Sinn der war, daß er nur einem Rauch nachgejagt, und daß er den Ruhm bereue, wie Brutus die Tugend. Tugend und Ruhm aber waren bei den Alten zwei Namen, um dasselbe ideale Ziel der großen Seelen zu bezeichnen. Gegenwärtig, bemerkt Leopardi, sind diese skeptischen Worte, diese Verleugnungen der edlen Irthümer, welche unser Leben verschönern, sehr gewöhnlich und setzen uns nicht in Verwunderung: der menschliche Geist hat im Lauf der Jahrhunderte die Nichtigkeit der Dinge erkannt. So war es aber bei den Alten nicht, welche gewohnt waren, zu glauben, daß die Dinge Realitäten seyen und nicht Schatten, und daß das menschliche Leben zu etwas Besserem als zum Leiden bestimmt sey. Leopardi untersucht nun den Sinn jener seltsamen Worte zweier Weisen. Die des Theophrast sind nach ihm noch seltsamer, insofern sie weniger motivirt scheinen. Die des Brutus hält er für den letzten Seufzer des ganzen Alterthums, in dem Moment, wo das Zeitalter der Phantasie endet. Brutus stirbt als der Letzte der Alten, und er ruft der Welt zu, daß er sich in seiner edlen Hoffnung getäuscht habe. (Schluß folgt.)

Belgien.

Frau Louise von Ploennies in Belgien.

Unsere geehrte Mitarbeiterin, Frau v. Ploennies in Darmstadt, von der wir vor kurzem erst (Nr. 95 u. ff. des Mag.) so gelungene Uebersetzungen holländischer und vlaemischer Dichter mitgetheilt, hat seitdem, einer eben so freundlichen als dringenden Einladung ihrer vlaemischen Freunde folgend, eine Reise nach Belgien angetreten, um den Boden selbst mit seinen altdeutschen Baudenkmalen so wie mit seinem in Sprache und Volksliedern unverlorenen echt germanischen Geiste kennen zu lernen. Den in belgischen Blättern darüber enthaltenen Berichten zufolge ist die Aufnahme, die sie und ihre Tochter Maria dort gefunden, eine wahrhaft enthusiastische gewesen — eine Aufnahme, wie sie in anderen Ländern wohl fremden Tänzern, Sängerinnen und Virtuosen, nicht aber auch Sängern und Sängerinnen im edleren Sinne des Wortes — d. h. Dichtern — zu Theil zu werden pflegt. Wahrlich, ein Volk, das ein so frisches und lebendiges Gefühl dessen hat, was seine Innerlichkeit und seinen Zusammenhang mit stammverwandtem Geiste ausmacht, verdient nicht mehr als jene Mischlingrace bezeichnet zu werden, als welche man in Deutschland die an die äußersten Gränzen des deutschen Meeres verschlagenen Vlaemingen zu betrachten pflegt. Ehre den Männern in Brüssel, in Gent, in Antwerpen und in Brügge, die ihren Enthusiasmus nicht an Entschats und Triller, nicht an ein frühreifendes oder ein forciertes Virtuositentum vergeuden, wohl aber noch begeistert für die Erhaltung und Fortbildung ihres von einem fremden Element mit dem Untergange bedrohten Idioms und für dessen Wiederaufnahme in den schwesternlichen Bund der germanischen Sprachen und Literaturen sind.

Unsere Leser, noch mehr aber vielleicht unsere Leserinnen, werden gewiß einige nähere Notizen über die der Frau v. Ploennies und ihrer Tochter in Belgien zu Theil gewordenen Ehren mit Interesse aufnehmen. Wir theilen daher nachstehende Zusammenstellung aus vlaemischen Blättern mit, die uns von einem Freunde der Dichterin aus Darmstadt zugegangen:

In Gent wohnten Mutter und Tochter einer ihnen zu Ehren veranstalteten Sitzung der literarischen Gesellschaft bei. Es geschah ihnen dieselbe Ehre wie vor drei Wochen in Upland. Sie wurden unter lautem Beifallklatschen zu korrespondirenden Mitgliedern ernannt. (Gazette van Gent vom 6. September.) Abends wurden sie mit einer herrlichen Serenade erfreut. Vlaemisch Belgie vom 9. und 10. Sept. bemerkt unter Anderem: „Welche Verdienste sich die edelste der deutschen Dichterinnen schon um unsere Literatur erworben hat, weiß Jedermann. Jetzt aber ist sie beschäftigt, ihrer Wirksamkeit in Flanderns Literatur die Krone aufzusetzen durch ein Werk, worin sie neben biographischen Nachrichten über unsere Dichter und Prosaischen, von jedem derselben einige Stücke Deutschland darbieten wird. Um für dieses Werk Stoffe zu sammeln, kam sie in unsere Mitte und erkundet hier an der Quelle die Schöpfungen unserer Schriftsteller. Wie einflußreich dieses Werk für uns werden wird, wollen wir hier nicht ausführen und auch nicht, wie viel Dank wir der edlen Frau schuldig sind, ihr, die keine Opfer scheute, noch scheut, uns ihren Landsleuten auf eine vortheilhafte Weise bekannt zu machen. Fräulein Maria von Ploennies, fromm und liebenswürdig, wie ihre geistreiche Mutter, zeigt dieselbe Liebe für unsere Literatur, und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir in ihr ein nicht minder erhabenes Talent zu finden bekennen, als in ihrer Mutter. Ihre Uebersetzungen von vlaemischen Gedichten, und besonders von unserem Deugenberg, sind unübertrefflich und können nicht verfehlen, den tiefsten und vortheilhaftesten Eindruck zu machen. Alle Ehre dieser

echt germanischen Frau, und diesem würdigen deutschen Mädchen! Durch sie wurde uns eine Ehre, die noch keiner Literatur der heutigen Zeit zufließt, so wenig der vielverschlungenen von Frankreich, als der reichen von England oder der hochgeachteten von Italien und Spanien. Möge ihre Reise durch Flanderns Städte einem Triumphzuge gleichen und möge jeder sich beeifern, das Seine redlich beizutragen zur Vollenbung ihres großen Werkes." — In Brüssel (Vlaemisch Belgie vom 13. Sept.) wurden Mutter und Tochter bei ihrer Ankunft von einer zahlreichen Gesellschaft Literaten begrüßt. Conscience und van Kerckhoven waren von Antwerpen gekommen, um sie in Belgiens Hauptstadt zu bewillkommen. Außer ihnen waren die Herren Delecourt, de Laet, Van der Belden, Sleex, Van der Boort und die deutschen Freunde Dr. Karl Andre, Dr. Ernst Weiden und Dr. Cohen-Soneck anwesend. Im Hause des Verfassers des „Häufes von Wesenbeks“ fand ein glänzendes Festmahl statt, wobei die größte Herzlichkeit herrschte und verschiedene bedeutungsvolle Toaste ausgebracht wurden. Vlaemisch Belgie vom 18. Sept. berichtet weiter: „Am Sonntage wurde der Gesellschaft für niederdeutsche Literatur zu Brüssel eine Ehre zu Theil, wie ihr bis jetzt noch keine geworden war. Gleich nach Ankunft der Frau v. Ploennies in unserer Stadt erhielt dieselbe eine Einladung, einer außerordentlichen ihr zu Ehren veranstalteten Versammlung der Gesellschaft beizuwohnen. Die Dichterin versprach zu kommen, und wurde nebst ihrer Tochter oben an der großen Treppe des Provinzial-Regierungs-Gebäudes durch den Präsidenten, Herrn de Jonghe, und den Schatzmeister, Herrn Pieters, bewillkommen und in den prächtigen Saal geleitet. Hier eröffnete der Secretair, Herr M. Vandervoort, die Sitzung mit einer sehr passenden und kräftigen Rede, worin er der Gesellschaft mittheilte, daß der Ausschuss in einer geheimen Sitzung am vorhergehenden Tage die Baroness v. Ploennies nebst ihrer Fräulein Tochter zu Ehrenmitgliedern ernannt habe. Dieser Beschluß des Ausschusses wurde von der außerordentlich zahlreichen Versammlung mit einem donnernden Applaus begrüßt, und der Jubel steigerte sich noch, als die beiden Damen tief gerührt die Diplome nebst den Schriften der Gesellschaft entgegen nahmen und dem Präsidenten ihren tiefgefühlten Dank bezeugten. Herr G. J. Dodd schloß die Sitzung mit einem Gedichte an die ausgezeichneten Damen. Unter wiederholten Bezeugungen ihres herzlichsten Dankes für den glänzenden Empfang, der ihnen in der Gesellschaft zu Theil geworden war, verließen die beiden Damen den Saal, bis zum großen Ausgangsthore durch den Herrn Präsidenten und Herrn Schatzmeister begleitet. Niemand wird die Gesellschaft diese Versammlung vergessen. Außer ihren öffentlichen jährlichen allgemeinen Versammlungen hat sie noch keine gehalten, die so schön, so glänzend, so ihrer würdig war.“ — (Nun folgt das Gedicht mit der Ueberschrift: „Willkommen an die Baroness von Ploennies und ihre edle Tochter Maria.“) — In Antwerpen (Journal d'Anvers und Vlaemisch Belgie) war die Aufnahme wahrhaft großartig und begeistert. Die Sitzung, welche dort von der literarischen Gesellschaft ihnen zu Ehren gehalten wurde, bestand aus 84 Personen, Dichtern, Schriftstellern, Gelehrten, Künstlern etc. Auch der berühmte belgische Maler Wappers war darunter und man nahm Mutter und Tochter mit schallendem Händeklatschen in die Zahl der Mitglieder auf. Nach dem Schlusse der Sitzung wurden denselben die Literaten vorgestellt. Als sie beim Abschiede durch den Saal gingen, erschallte ein abermaliges Beifallklatschen. Im Gasthose angelangt, kamen der Präsident und mehrere Mitglieder, um den Damen nochmals für die Ehre zu danken und ihnen Lebewohl zu sagen. — Aehnlich war es in Brügge. Die Festlichkeiten endigten dort mit einem Tableau, griechischem Feuer und feierlicher Ueberreichung der Diplome durch weißgekleidete Kinder. — Beide Damen sind bis jetzt in sechs gelehrte Gesellschaften aufgenommen worden und erhielten Diplome von der Gesellschaft für flamändische Literatur zu Gent mit dem Motto: „Die Sprache ist ganz das Volk“ unterm 4. Sept. d. J.; von der niederdeutschen Sprach- und Literatur-Gesellschaft zu Brüssel unterm 13. Sept.; von der Antwerpener Gesellschaft „der Delzweig“, mit dem Motto: „Labor et Constantia“ unterm 18. Sept.; von der Gesellschaft der Freunde der dramatischen Kunst und Literatur zu Brügge unterm 29. Sept. u. s. w. u. s. w. — Ueberall wurden denselben Gedichte überreicht, welche die wärmste Verehrung und höchste Begeisterung ausdrücken, große Assemlen, musikalische Abend-Unterhaltungen veranstaltet etc. In Gent wurden mehrere Vorstellungen in vlaemischen Theatern mit feierlicher Beleuchtung des Hauses den Damen zu Ehren gegeben. Als dieselben in der königlichen Loge erschienen, spielte man das Lied: „Wo kann man besser seyn, als unter den Seinigen.“ Diese Ehre widersährt sonst nur dem Könige oder dem Gouverneur. Alle Blicke waren auf die Loge gerichtet und ein lautes Beifallklatschen beschloß das Lied. Dann verlas der Präsident auf der Bühne zwei an die Damen gerichtete Gedichte. Im Zwischenact wurden dieselben in einen Saal geführt, gefolgt von allen Schriftstellern, welche hinter ihren Stühlen gestanden hatten. Der Saal bot einen höchst überraschenden Anblick dar; er war mit Blumen, namentlich Rosen, reich bestreut und es wurde den Damen nebst den herrlichsten, aus den seltensten Blumen zusammengefügten Bouquets der „Ehrenwein“ geboten. Sie mußten sich in die Pracht-Albums der ersten und zweiten vlaemischen Theatergesellschaft einzeichnen neben die Handzeichen der königlichen Familie und des Gouverneurs, und man will die Unterschriften mit ihrem kolorirten Wappen verzieren. — Bereits hat man auch viele Originalgedichte der Frau Louise von Ploennies ins Holländische, Vlaemische, Französische und Englische übersetzt. — Ihre Werke über belgische und holländische Literatur werden im Verlag Duncker's zu Berlin erscheinen. — Wir schließen den Artikel mit den Worten, welche in der

Sitzung zu Brüssel (Vlaemisch Belgie vom 18. Sept.) an die Damen gerichtet und mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurden: „Möchte sich die Gesellschaft immer so bereit zeigen, wo es gilt, wohlverdienten Ruhm anzuerkennen und beizutragen, das Band zwischen Deutschland und Belgien immer fester zu schlingen.“

Mannigfaltiges.

— Heiberg's dramatische Schriften. Von J. L. Heiberg, dem dänischen Philosophen und Lustspiel-dichter, besitzt die deutsche Literatur zwar schon Einiges, was er selbst in deutscher Sprache abgefaßt^{*)}, doch sind dies nur Schriften auf wissenschaftlichem Gebiete, während er als Dichter bisher noch ganz unbekannt in Deutschland geblieben. Dem ist aber nunmehr abgeholfen durch die kürzlich bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen ausgewählten dramatischen Schriften von J. L. Heiberg, übersezt von Prof. Dr. R. L. Kannengießer. Die uns vorliegenden beiden Theile enthalten: 1) Ein Abenteuer im Rosenborger Garten. 2) Die Elfen, und 3) Kata Morgana. Wir müssen gestehen, daß wir diese Auswahl nicht eben für eine glückliche halten. Das erste ist eine kleine Oper, deren Text weder poetischer noch geistvoller ist, als viele andere Operntexte, die heutzutage geschrieben werden, und die beiden anderen Stücke sind romantischer Natur, Dramen à la Phantasia, deren Zeit jedoch bekanntlich vorüber, wenn auch eines derselben kürzlich gestieft und gespornt über die Bretter geschritten ist.

— Das gelehrte Italien. Unter dem Titel L'Italia scientifica contemporanea hat Herr Ignazio Cantù in Mailand eine Sammlung biographischer und kritischer Notizen über die auf den bisherigen fünf italienischen Naturforscher-Kongressen versammelt gewesenen Gelehrten seines Vaterlandes herausgegeben. Die leistungsfähigen wissenschaftlichen Köpfe sind, wie man sich durch dieses Buch überzeugen kann, zahlreicher in Italien, als man gewöhnlich annimmt; die Naturwissenschaften sind aber auch das einzige Feld, auf welches sich bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge der forschungslustige Geist in Italien werfen kann, während ihm jedes andere Gebiet der Kritik so gut wie verschlossen ist. Vergleicht man mit Italien eine gewisse Gegend Deutschlands, in welcher ähnliche Verhältnisse obwalten, so wird allerdings der Vortheil, d. h. die größere Menge schöpferischer und auf die Mitwelt einwirkender Geister, auf italienischer Seite seyn.

— Berühmte Bäume. In Messina ist kürzlich eine „Geschichte berühmter Bäume“ erschienen, als deren Verfasser der Abbat Carmelo Allegra genannt ist. Der berühmteste Baum ist unstreitig der des Paradieses, der allen Adamskindern das Leben kostet, doch so weit hinauf scheint der Herr Abbatte nicht gestiegen zu seyn, wiewohl die „Jedern des Libanon“ in seiner Schrift schon vorkommen. Nicht minder spielt darin der „Kastanienbaum des Aetna“ (Castagno dei cento cavalli) eine bedeutende Rolle; was man jedoch weniger in dieser Schrift suchen dürfte, ist, daß der italienische Autor auch „Bagedorn's“, so wie „Klopstock's Linde“ und „Rousseau's Eiche“ etc. nicht vergessen hat. Ob auch die berühmte „Lutherseiche“, die vor einigen Jahren vom Blitz getroffen und deren Holz seitdem als Material zu kleinen, geweihten Erinnerungen an den Reformator verwandt wurde, in der Schrift vorkommt, wissen wir nicht zu sagen.

— Gottesdienst der russischen Gefangenen. In Moskau werden allmonatlich aus dreißig Gouvernements die Gefangenen versammelt, die wegen gemeiner Verbrechen nach Sibirien deportirt werden sollen. Diese Unglücklichen waren bisher von der Wohlthat des Gottesdienstes ausgeschlossen, da Berurtheilte, nach der Ansicht der griechischen Kirche, das Gotteshaus verunreinigen. Kürzlich aber hat man in dem Stadttheile Moskauer's, in welchem jene Gefangenen aufbewahrt werden, eine Kirche gebaut, bei deren Einweihung der Metropolit Philaretos, ein frommer und milder Geist, es wagte, für die aus der bürgerlichen und religiösen Gemeinschaft Ausgesessenen das Wort zu nehmen. Er beantragte, daß die Gefangenen von nun an die Kirche betreten und aus der Ferne dem Gottesdienste zuhören dürfen. Der Metropolit hatte nöthig, sich für diese Abweichung von einem alten, durch Gesetz und Kanon begünstigten Gebrauch zu rechtfertigen, und that dies, indem er folgende glücklich gewählte Worte aus der Apostelgeschichte seiner Rede voranschickte: „Und der Kerkermeister warf Paulus und Silas ins Gefängniß und legte ihre Füße in den Stock; um Mitternacht aber beteten sie und lobten Gott, und es hörten sie die Gefangenen.“ Im Verlauf der Rede erinnerte der Erzbischof daran, daß Christus selbst, indem er zu den Menschen herabstieg, zu Sündern gekommen und zwischen zwei Missethättern am Kreuze gestorben sey. — Man darf in diesen Worten der Milde eine reformatorische Idee begrüßen, die aus dem Bewußtseyn hervorging, daß es die wesentliche Aufgabe der Kirche ist, den Verbrecher, den die Gesellschaft von sich stößt, in ihren Schoß aufzunehmen. Denn in Rußland, wo die Ehrfurcht vor den Befehlen des Kaisers und seiner Vertreter so fest im Volke wurzelt, ist das Interesse für die Berurtheilten nicht, wie in Spanien oder Italien, der Ausdruck einer Abneigung gegen das Gesetz. Man denkt dort nicht daran, die Gefangenen als Märtyrer zu betrachten, die der Ungerechtigkeit der Regierung zum Opfer fallen.

^{*)} Namentlich seine „Formenlehre der dänischen Sprache“ (Kiel, 1822) und seine „Nordische Mythologie, aus der Edda und Dehtenschläger's mythischen Dichtungen dargestellt“ (Schleswig, 1827).